Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 38 (1982)
Heft: 2

Artikel: Die Bibel und das Deutsch von heute
Autor: Schoch, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421339

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Bibel und das Deutsch von heute

Von Pfarrer Dr. Max Schoch

Schon Luther hatte seine Bibelübersetzung mehrmals verbessert. 1545 erschien die Ausgabe letzter Hand, und diese blieb durch die Jahrhunderte ziemlich fest. Die Orthografie wurde geändert. Einige wenige Wörter wurden Ende des 19. Jahrhunderts ausgewechselt, zum Beispiel ‚Krebs' gegen ‚Panzer' und ‚Schnüre' gegen ‚Schwiegertöchter'; denn Bezeichnungen können veralten und außer Gebrauch geraten. Nach dem Krieg kam ein neu bearbeiteter Luther-Text heraus, 1956 für das Neue, 1964 für das Alte Testament.

Diese Bibel bewahrte im ganzen und im einzelnen Luthers Wortwahl, obschon sie grammatisch wegließ, was allzu weit vom heutigen Gebrauch abliegt. Deshalb forderten viele eine tiefer greifende Änderung. Man sollte nach dem Urtext neu übersetzen, wo Luther für viele griechische Ausdrücke nur einen einzigen brauchte wie zum Beispiel das Wort ‚Lust'. Diese neue Übertragung hat das Druckdatum 1975. Da wird zum Beispiel das Licht nicht mehr unter den ‚Scheffel', sondern unter den ‚Eimer' gestellt.

Gegen dieses Revisionstestament wurde protestiert, und man hat deshalb da und dort etwas zurückgenommen. Darunter ist auch der ‚Eimer' zu nennen. Aber zahllose Wörter sind endgültig ausgeschieden, weil sie als altertümlich gelten, so ‚Landpfleger', ‚kundtun', ‚kundsein', ‚loswerden', ‚lossein', ‚kräftig', ‚köstlich', ‚knechten', ‚knechtisch', weitgehend auch ‚Kleid'. Ganz verschwunden sind ‚Kindlein', ‚Haufe', ‚Obrigkeit'. Das in den Einleitungen zu den Gleichnissen so oft gebrauchte ‚gleich' — „das Himmelreich ist gleich einem Kaufmann" — ist fast immer ersetzt worden. Wer sich darum interessiert, kann leicht in einer neuen Konkordanz zur Luther-Bibel feststellen, welche Wörter getilgt worden sind; denn dieses aufschlußreiche Verzeichnis druckt die Sätze kursiv, die noch 1956 in der Bibel standen, aber 1975 ersetzt worden sind. Die Verluste sind sehr groß. Da sind Wortblumen ausgereutet worden, um gängigen Nutzwörtern Raum zu schaffen.

Die neue Übersetzung folgt Grundsätzen, die der Germanist Prof. Dr. Fritz Tschirch vorgestellt und durchgesetzt hat. Es solle ein lebensfremdes Sonn- und Feiertagsdeutsch vermieden werden. Das lebendige Deutsch unserer Tage stelle reichere Ausdrucksmöglichkeiten bereit, als sie Luther zu Gebote gestanden hätten. Es sei klarer gegliedert und eigne sich besser für den Ausdruck verwickelter gedanklicher Bezüge.

Er erwähnt den Gebrauch der Erzählzeiten und meint, daß diese durchgehend konsequent angewandt werden müßten. Luther übersetzte nämlich textgetreu das griechische Präsens mit der deutschen Gegenwartsform, den griechischen Aorist mit den deutschen Vergangenheitsformen Perfekt oder Imperfekt. Man verfolge den aufregenden Wechsel der Zeitformen beispielsweise in der Erzählung von Joh. 20, wie Maria Magdalena und die von ihr herbeigerufenen Jünger das leere Grab entdecken. Durch mehr als vier Jahrhunderte hindurch wurde *Luthers Gebrauch der Tempora* beibehalten: „An dem ersten Tage der Woche kommt Maria Magdalena frühe, da es noch finster war, zum Grabe und sieht, daß der Stein vom Grabe hinweg war. Da läuft sie und kommt zu Simon Petrus und zu dem andern Jünger, welchen Jesus liebhatte, und spricht zu ihnen: Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Da ging Petrus und der andere Jünger hinaus und kamen zum Grabe. Es liefen aber die zwei miteinander, und der andere Jünger lief voraus, schneller als Petrus, und kam zuerst zum Grabe, schaut hinein (Luther übersetzte noch: „kucket hinein") und sieht die leinenen Binden gelegt; er ging aber nicht hinein."

Der für die Luther-Sprache typische Wechsel der Erzählzeiten hat jetzt einer offenbar korrekteren Verwendung der Zeiten weichen müssen. Die Zürcher Bibel, der man ebenso Genauigkeit wie die Verwendung moderner Sprache nachrühmt, hat den Zeitenwechsel so belassen, wie ihn der griechische Text bietet. Ich habe viele moderne Übersetzungen der letzten Jahre nachgeprüft und überall gefunden, daß der Wechsel von Präsens und Imperfekt aufgegeben worden ist. Eine Ausnahme macht die Übersetzung von Franz Sigge, der in einem Nachwort aber betont, das Wort göttlicher Offenbarung verlange eine Übertragung, „die spachlich klar und philologisch treu dem griechischen Urtext entspricht". Er bejaht daher in weitgehendem Maße grammatische Angleichung und Treue bis zur gleichen Wortstellung. Er bewahrt auch soweit wie möglich das Satzgefüge. Die in der Vorkriegszeit verbreitete moderne Übersetzung von F. Pfäfflin, die sich gewisse Freiheiten herausnimmt, hat den Wechsel der Zeitformen beibehalten. Das läßt vermuten, daß erst in den letzten zwanzig Jahren ein Verlust der Biegsamkeit und Freiheit der deutschen Sprache eingetreten ist. Und der Grund dürfte kein anderer sein als der, daß die Bibel aufgehört hat, den Sprachgebrauch zu beeinflussen.

Eine andere *Forderung nach sprachlicher Korrektheit* verlangt heute, daß im Nebensatz das Verb am Ende stehe. Wir haben im Ohr, daß Luther Jesu Worte wie folgt wiedergibt: „Was

ihr getan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan" (Mt. 25, 40). „Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben" (Jh. 8, 12).

Die Satz- und Wortstellung ergibt sich durch den Wunsch, Gegensätze zu betonen, Luther hat vor allem gern das Wörtlein ‚tun' durch Vorausstellung herausgehoben: „Die den Willen tun meines Vaters im Himmel...", „Wer diese meine Rede hört und tut sie...", „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan". Die heutigen Übersetzer verzichten auf diese freie Stellung des Verbs. Doch stoße ich zufällig auf einen Satz, indem sie die abweichende Wortstellung beibehalten haben, nämlich „Wenn ihr Glauben habt nur so groß wie ein Senfkorn, ...". Manchmal rettete sich doch der alte Luther-Text und wich nicht der Ausdrucksweise von heute. Übrigens kommen auch die neuen selbständigen Übersetzungen und freien Übertragungen nicht darum herum, den Vergleich „wie ein Senfkorn" an das Satzende zu stellen. Es stimmt eben nicht, daß es ein unumstößliches Gesetz gebe, welches das Verb an den Schluß zwänge.

Das Neue Testament von 1975 macht den Leser in Mt. 16, 26 in folgender Form mit der Bedeutung der Selbstaufopferung bekannt: „Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber dabei sein Leben einbüßt?" Luthers eigene Übersetzung blieb all die Jahrhunderte durch von einem einprägsamen Wechsel der Modi gekennzeichnet. Wie wunderbar zeigen die *Konjunktive* die Unmöglichkeit, ja Nichtigkeit des Lebens an, das nur sich selber sucht und dient: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?"

Ja was kann es schon helfen, wenn man die Bibel ganz dem Ohr oder Auge eines modernen Menschen anpaßt, dieser aber nicht mehr gepackt und ergriffen wird, sondern ohne Anstoß und daher unaufmerksam ihre Weisheit verpaßt? Es geht um den geradezu affektiven Gehalt der Modi: Indikativ, Konjunktiv, Optativ, Imperativ. Die Massenmedien unserer Zeit brauchen an ihrer Stelle, wie Fritz Tschirch bemerkt, abtönende Formwörter (doch, ja, nun, schon, auch, wohl, dagegen, so, wenigstens, übrigens, immerhin). Sie erweitern die Nennformen der Verben mit Hilfszeitwörtern (sollen, werden, mögen, wollen, können). Der Konjunktiv ist eingeschrumpft, so daß fast nur noch diese ihn zeigen. Was mag der Grund sein? Tschirch gibt einen Hinweis: *Der moderne Mensch sei ein Leser,* der einen Text eher *sehe* als höre. Tatsächlich; wer das Wort hauptsächlich mit dem Auge statt mit dem Ohr wahrnimmt, den berührt die

Abwechslung nicht. Er bemerkt die Stimmung nicht, die durch andere Vokale und Rhythmen zu ihm gelangen will. Er hat ein desto größeres Bedürfnis, daß *das Buchstabenbild des Verbs,* das die Bedeutung trägt, unverändert dasselbe bleibe, und zieht daher dem Konjunktiv das Hilfszeitwort vor, das den Infinitiv ermöglicht. Die Schreibe verdrängt die Rede.

Die Kirche übt in der Predigt noch die althergebrachte Mitteilung durch *das hörbare, klangvolle Wort.* Wer gut redet, spart an Worten, aber biegt und formt sie plastisch mit den reichen Beugeformen der Sprache. Das setzt freilich auch Hörer voraus, welche die Feinheiten verstehen und genießen. Wem bliebe verborgen, wie weit diese Fähigkeit heute sowohl denen fehlt, die zum Hören gerufen sind, als auch jenen, die das Amt der Rede haben?

Was wir verlieren, wenn wir den Konjunktiv einbüßen, macht auch Lk. 18, 25 deutlich; die Stelle lautet jetzt so: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr kommt, als daß ein Reicher in das Reich Gottes kommt." Das Unwirkliche wird nicht mehr sprachlich empfunden, sondern nur wie informativ mitgeteilt. Wie unpassend nimmt sich der Indikativ erst in einem Gebet aus, wo darum gefleht wird, daß etwas sei oder komme; so Phil. 1, 9: „Und ich bete darum, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde an Erkenntnis und aller Erfahrung, daß ihr prüfen möget, was das Beste sei, auf daß ihr lauter und unanstößig seid auf den Tag Christi, erfüllt mit Frucht der Gerechtigkeit, die durch Jesus Christus geschaffen wird zu Gottes Ehre und Lob." Zuerst der Gebetswunsch und dann Ziel und Absicht stehen im Konjunktiv, Anfang und Ende aber im Indikativ: „ich bete" und „Gerechtigkeit, die durch Jesus Christus geschaffen wird". Die neue Übersetzung beschränkt sich auf lauter Indikative: „immer reicher wird an Erkenntnis und jeder Erfahrung, so daß ihr prüfen könnt, worauf es ankommt, damit ihr lauter und unanstößig seid für den Tag Christi".

Auch Mahnungen erscheinen jetzt in der Wirklichkeitsform: „Seht zu, daß keiner dem andern Böses vergilt", statt ‚vergelte'. Wenn schon modern und doch dem Inhalt gemäß, hätte der Imperativ eingeführt werden müssen, oder es hätte die Mahnung so gesprochen werden können: „Seht zu, keiner darf dem andern das Böse vergelten." Entsprechend wie bei Ermahnungen fehlt der Konjunktiv oder Optativ auch bei Wünschen, bei Willenskundgebungen, während er als Inhalt des Hoffens häufiger beibehalten wird.

Ein Satz, der sich früher schön anhörte, wird jetzt, wie bereits gesagt, dem Auge angepaßt und klingt nun schlecht. Man vergleiche Luthers „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die

Fülle habe“ mit der jetzigen Formulierung: „Wer etwas hat, dem wird noch mehr gegeben werden, so daß er übergenug hat“ (Mt. 13, 12). Diesen Satz hat man nicht mehr im Ohr. Man bewegt ihn auch nicht mehr im Herzen. Eigentlich widerspricht er sogar dem hochmodernen Bedürfnis nach einer *Sprache, die sich meditieren läßt.* Er ist zu sehr *bloß Information* und beschäftigt nur den Verstand, den er freilich ärgert. Diese Sprachform entspricht einem rationalistischen, dem Intellekt verhafteten Geschlecht. Unsere Jugend wendet sich bekanntlich ausgerechnet in ihrem Verlangen nach Erleben und Gefühl davon ab. Erich Fromm sagte, sie dürste nach einem affektiven Wissen. Gerade diese neuen Sprachformen könnten das Bibelbuch dem Intellekthaß der neuen Generation überantworten und das Neue Testament ihr verleiden.

Es gibt Änderungen am Text der Luther-Bibel, die durch den *Bedeutungswandel von Wörtern* veranlaßt sind, wie beispielsweise das Wort ‚ärgern‘ für ‚Anstoß erregen‘, ‚Zins‘ für ‚Steuer‘, ‚Schoß‘ für ‚Abgabe‘, ‚zurechnen‘ für ‚anrechnen‘. Andere Änderungen sind durch neue Erkenntnisse und *Entdeckungen im Handschriftenbestand des Urtextes* bedingt.

Die Veränderungen im Satzgefüge, die Verluste, welche die Sprache in ihrer Struktur bedrohen, aufzuzeigen war mein Anliegen. Wir erleiden aber mehr als das. Es geht um die verlorene Muße und Besinnung, in der das Wort im Herzen bewegt werden kann. Unser Deutsch wird zum Werkzeug in Händen von Menschen, die als Werbeleute, als Demagogen bedrängen, stoßen, schlagen und übertölpeln wollen. Ich wehre mich für eine Sprache, die den Weg zum Herzen findet, und das heißt, die aufmerken läßt, zu denken gibt und zur Besinnung ruft, aber niemals manipuliert, nie entmündigt und bevormundet, nie Weisheit in Informationen verkehrt, die man schlechterdings anzunehmen, zur Kenntnis zu nehmen hat wie eine Gebrauchsanweisung, eine Hausordnung, ein Reglement oder einfach eine Mitteilung. Darum darf sich die Bibelsprache von der Sprache der Zeitung unterscheiden.

Es gibt freilich moderne Übersetzungen, die mit Absicht eine Sprache anwenden, die den kurzen Satz und den Indikativ jeder größeren Satzperiode vorzieht, aber dennoch zur Besinnung und zum Nachdenken auffordern. Man muß aber bereit sein, statt eine wörtliche Übersetzung eine Übertragung zu versuchen, die dasselbe erzählt und in der gleichen Weise Aufmerksamkeit erregt, wie es der Urtext tun mag. Aber es geht nicht, ohne daß damit eigene Deutungen unterlegt werden, die zwar aktuell sind, aber auch den Leser im ungewissen lassen, ob er noch die Meinung des Apostels oder Evangelisten oder doch

schon diejenige des Dolmetschers lese. Zum Schluß eine Übertragung des Unservaters, wie sie im NT 68 „Gute Nachricht für Sie“ erschien, später freilich wieder verändert wurde. Typisch ist darin der Verzicht auf den Himmel, weil es ihn für den heutigen Menschen nur noch als Atmosphäre gibt:

„Unser Vater, der die Welt regiert!
Verschaffe deinem Wort Gehör,
bringe dein Reich zu uns
und mache die Menschen bereit, deinen Willen zu tun.
Gib uns, was wir heute brauchen,
und verzeih uns alle Fehler, wie wir den andern verzeihen.
Stelle unsern Glauben nicht auf die Probe,
sondern befreie uns aus der Gewalt des Bösen.“

Ein modernes Märchen und seine Sprache

Zu Peter Rühmkorfs „Auf Wiedersehen in Kenilworth“

Von Dr. Renate Bebermeyer

Auch literarische Gattungen unterliegen dem Prinzip des Wandels und der Veränderung, das sich in inneren und äußeren Umschichtungs- und Umgestaltungsprozessen äußert. Im Innern werden inhaltliche und formale Schwerpunkte verlagert — nach außen werden Hierarchieverhältnisse neu strukturiert: jede Zeit hat ihre Vorliebe für eine besondere literarische Gattung — bei Vernachlässigung oder gar Geringschätzung anderer; eine Situation, die so etwas wie eine zeittypische, kollektiv getragene Rangordnungs- oder Präferenzliste entstehen läßt, deren Positionen — nach Art der heute so gängigen Bestsellerlisten — verändert oder völlig umgeschichtet werden.
Dieses fluktuierende Publikumsinteresse wird einmal von literarischen Persönlichkeiten beeinflußt und geprägt, zum andern sind die Grundlagen der jeweiligen Rezeptionswilligkeit und -fähigkeit — die Voraussetzungen dieser Auf- und Annahme — vom sogenannten Zeitgeist abhängig, also der Summe all dessen, was Lebensumstände und -vorstellungsgerüste einer Generation ausmachen.
Die Gattung Märchen wird in bezug auf ihre Wertschätzung, Wirksamkeit und Verbreitung von polar gegengerichteten Komponenten bestimmt; sie gehört zugleich zu den ältesten, verbreitetsten wie zu denen, die bis in unser Jahrhundert von wissen-